



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ueber die Einigung der deutschen Aussprache

Braune, Wilhelm

Halle a. S., 1905

Anmerkungen und Zusätze.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93890](#)

Anmerkungen und Zusätze.

Vorbemerkung: Da es im Rahmen einer akademischen Rede unmöglich war, den Gegenstand auch nur einigermassen zu erschöpfen, so folgen hier außer Nachweisungen auch eine Reihe von Erweiterungen und Ausführungen, soweit sie mir nötig schienen, um das im Texte Gesagte zu stützen und zu verdeutlichen. — Hinsichtlich der phonetischen Transskription bin ich bemüht gewesen, im Interesse eines weiteren Leserkreises mit den geringsten Mitteln auszukommen.

1) Nur wird von den Vertretern der spirantischen Aussprache nicht der md. stimmlose, sondern der niederd. stimmhafte Laut gefordert.

2) Wilh. Viëtor, 'Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrpraxis'. 1. Aufl. Heilbronn 1884. Hier zitiert nach der 5. Aufl. Leipzig 1904. Speziell der deutschen Orthoepie gewidmet sind die kleineren Schriften desselben: 'Die Aussprache des Schriftdeutschen'. 5. Aufl. Leipzig 1901 und: 'Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag'. 3. Aufl. Marburg 1901. — Moritz Trautmann, 'Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen'. Leipzig 1884—86. Ders. 'Kurze Lautlehre des Deutschen Französischen und Englischen'. Bonn 1903. — Karl Erbe, 'Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen'. Stuttgart 1897. (Vgl. Gartner, Zeitschr. für Deutschen Unterricht 11, 274 ff.)*)

3) Th. Siebs, 'Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14.—16. April 1898 im Apollosaale des Königl. Schauspielhauses in Berlin stattgefunden haben'. Berlin 1898. Hier zitiert nach der vermehrten 2. Aufl. Berlin 1901. — Danach für die Bühnenpraxis bearbeitet: Th. Siebs, 'Grundzüge der Bühnenaussprache'. Berlin 1900.

4) Vgl. z. B. H. Paul, Principien der Sprachgeschichte² (1886) S. 352 f. ³ (1898) S. 380 f.

*) Erst nach Abschluss des Manuskripts habe ich das soeben erschienene Buch von Otto Jespersen, Phonetische Grundfragen (Leipzig und Berlin 1904) gelesen, dessen Kapitel III (S. 33—64) von einem allgemeineren Standpunkte aus über 'Die beste Aussprache' handelt, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen, Englischen und Französischen. Bei aller Anerkennung des trefflichen Buches kann ich doch aus diesem Kapitel — trotz mancher feiner Einzelbemerkung — für unsere Frage keine Förderung entnehmen, weil Jespersen die geschichtliche Entwicklung unserer gesprochenen Normalsprache verkennt. Mit dem gesprochenen Englischen und Französischen lässt sie sich deshalb nicht unter dem gleichen Gesichtspunkte behandeln, weil diese ihrer Grundlage nach Sprechsprachen sind, während umgekehrt das gesprochene Schriftdeutsch die Schreibsprache zur Grundlage hat. Die 'Zweckmässigkeit', welche Jespersen S. 38 als Regulator für die beste Aussprache in Anspruch nimmt, könnte an sich wohl einmal dazu erhoben werden, ist aber — wenigstens bis jetzt — im Deutschen noch nicht mit dieser Rolle betraut worden.

5) Die Literatur hierüber findet sich in den Jahresberichten für German. Philol. seit 1898 unter VIII.E verzeichnet. Ich hebe hier hervor die 'Gutachten und Berichte über die Schrift „Deutsche Bühnensprache“ von O. Brenner, K. Erbe, Fr. Kluge, H. Paul, Jos. Seemüller, O. Behaghel und Ed. Lohmeyer', Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft 16 (Berlin 1899). — Ferner M. H. Jellinek, Anz. für Deutsches Altertum 25, 335 ff.; K. Luick, Zur Frage nach einer deutschen Musteraussprache, Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins 15, 252 ff. O. Brenner, Ueber Sprache und Aussprache, Wissenschaftl. Beihefte 22 (Berlin 1903). — Am schärfsten ablehnend äussert sich Fr. Kauffmann, Zeitschr. für Deutsche Philologie 33, 240.

6) Hauptvertreter dieser Ansicht ist Karl Luick, der dieselbe neuerdings für ein bestimmtes Gebiet durchzuführen versucht hat in einer sehr lehrreichen und gehaltvollen Schrift: 'Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer'. Leipzig und Wien 1904.

7) Die Quantitäten sind besonders schwankend in den Fällen des langen Vokals vor zweifacher Konsonanz, am häufigsten vor *r* + kons., indem daneben — provinziell geschieden — meist auch kurze Vokale gesprochen werden. Da die Schreibung hier keinerlei Anhalt gibt, so gilt es für jedes einzelne Wort eine Entscheidung zu treffen. In diesem Falle kann also nicht das Schriftbild, sondern nur die gesprochene Sprache massgebend sein. Und dadurch erklärt sich das Schwanken und die Unsicherheit der Entscheidungen. Die Kürzen sind besonders Norddeutschland eigen, da das Niederdeutsche vor zweifacher Konsonanz auch alte Längen konsequent kürzt. Die Längen sind im wesentlichen hochdeutsch, bes. ostmitteldeutsch. Letzterem Kanon schliesst sich meistens die Bühnensprache an, während z. B. der Norddeutsche H. Paul niederdeutsche Kürze in Worten wie *Jägd*, *Arzt*, *Schärte* u. a. fordern möchte. Vgl. auch Siebs² S. 87 f. — Eine konsequente Schreibaussprache könnte nur geschaffen werden, indem man lehrte, ausnahmslos vor zweifacher Konsonanz Kürze zu sprechen. Dann müssten aber auch alle alten Längen in diesem Falle verkürzt und *erste*, *Gebärde*, *Klöster*, *hästen*, *Schüster* etc. gesprochen werden. Das würde dem niederdeutschen Ideal entsprechen, wäre aber jetzt kaum noch durchführbar. Im wesentlichen wird man also den Entscheidungen der Konferenz beistimmen dürfen.

8) Diese Erwägung entscheidet m. E. gegen die Provinzialschulsprachen. Die von Luick behandelten österreichischen Länder sind allerdings dem Sprachstamme nach einheitlich. Auch in Preussen könnte man sich für viele Provinzen Provinzialschulsprachen denken. Aber für andere, wie z. B. Provinz Sachsen, die Niederdeutsche und Mitteldeutsche enthält, geht dies schon nicht an. Und für Länder wie Baden und Württemberg, die beide oberdeutsche und fränkische Gebiete umfassen und deren Lehrer im ganzen Lande wechseln, kann es nur eine Schulaussprache geben. So lehrt denn der württembergische Orthoepiker K. Erbe (Fünfmal sechs Sätze S. 11) auch die durchgängige Aussprache des inlautenden *g* als Verschlusslaut. Und in den badischen Volksschulen wird, wie mir Herr Oberlehrer H. Göckel in Heidelberg mitteilt, auch in den pfälzischen Landen überwiegend das alemannische inlautende *g* gefordert, wenn auch die Durchführung natürlich sehr unvollkommen ist.

9) Ein Beispiel einer solchen hochdeutschen Provinzialverkehrssprache, die nicht von der nhd. Schriftsprache abhängt, sondern von einer früheren Provinzialschreib- und Drucksprache, ist das 'Schwizerdütsch', welches auch von den gebildeten Deutschschweizern noch gesprochen wird, wenn sie unter sich sind, und welches nicht mit den eigentlichen Volksmundarten zu verwechseln ist, wenngleich es ebenfalls örtliche Verschiedenheiten zeigt. In absehbarer Zeit wird aber auch diese Verkehrssprache wohl der Alleinherrschaft der nhd. Schriftsprache zum Opfer fallen. Vgl. hierzu E. Tappolet, Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Zürich 1901. Dazu Zimmerli, Idg. Forschungen 16, Anz. 35 ff.

10) Vgl. hierzu die Ausführungen von Fr. Kluge 'Ueber die Entstehung unserer Schriftsprache' (Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachv., Heft 6) S. 2 f.; und 'Goethe und die deutsche Sprache' (Wissensch. Beih., Heft 22) S. 39 ff.

11) Die Zeugnisse finden sich gesammelt bei A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, Heilbronn 1888. Vgl. auch Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands (1887) S. 4 f.

12) Auch in seinen Dichtungen der Leipziger Zeit hält sich Goethe an das Muster der sächsischen Schriftsprache. Die bewusste Einmischung des Provinziellen zeigt sich erst in der Sturm- und Drangperiode. — Uebrigens wendet sich die Polemik Goethe's nicht bloss gegen die Aussprache, sondern überhaupt gegen die Anforderung, die sächsische Schriftsprache auch im Sprechen anzuwenden, insbesondere hinsichtlich der Wahl der Worte und Redewendungen. Vgl. auch v. Löper zur Stelle (Hempel 21, 264 f.).

13) D. h. nicht die eigentlichen örtlichen Volksmundarten, sondern die provinziellen Sprachen des höheren Verkehrs, welche (anders als das Anm. 9 berührte Schwizerdütsch) doch schon mehr oder minder von der nhd. Schriftsprache beeinflusst waren.

14) Sprachkunst³ (1752) S. 44.

15) Vgl. Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren, S. 10 f.; Siebs, Deutsche Bühnenaussprache², S. 18 f.; Trautmann, Kleine Lautlehre, S. 71. — Der erste Vertreter dieser Theorie ist wohl Goethe in seinem bekannten Gespräch mit Eckermann (Teil III unter dem 5. Mai 1824): auch bei ihm handelt es sich wesentlich darum, dass nur die Norddeutschen *b*, *d*, *g* und *p*, *t*, *k* auseinanderzuhalten vermögen.

16) Vgl. z. B. das unten Anm. 33 *** über *w* Bemerkte.

17) Vgl. hierzu Jespersen, Phonetische Grundfragen, S. 45.

18) Nur in Schlesien gilt auf md. Gebiete der Verschlusslaut. Genaueres hierüber s. Viëtor, Phonetik⁵, S. 172 ff.

19) Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren³, S. 20 Anm. 1; Phonetik⁵, S. 174 f. — Dagegen tritt Trautmann (Kleine Lautlehre, § 339) noch immer scharf für die spirantische Aussprache ein.

20) Das bezieht sich hier natürlich nur auf die phonetische Seite, die Aussprache. Die schon oben S. 6 f. hervorgehobene Tatsache, dass hinsichtlich Wortwahl, Satzbau und Wortform unsere gesprochene Hochsprache durchaus der Schreibsprache

nachgebildet sei, wird von niemand in Zweifel gezogen. Wenn sich nach Vollendung dieses Prozesses, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nun umgekehrt fortwährend Auffrischungen und Bereicherungen dieser sonst verknöchernden Schreibsprache durch die gesprochene Umgangssprache, ja sogar durch die Volksmundarten vollzogen haben, so ist das gewiss als sehr heilsam zu betrachten: man darf nur nicht umgekehrt in den Fehlschluss verfallen, dass die Schreibsprache der gewöhnlichen Prosa sich möglichst an die Sprechsprache anzuschliessen habe. Der „papierne Stil“, so weit er nach unserer jetzigen Uebung wesentlich für das stille Lesen mit dem Auge bestimmt ist, darf gegenüber dem Sprechstil seine Eigenart wahren. Er hält unter anderem auf feste Wortformen, Pausalformen, während der Sprechstil sich Sandhiformen gestatten darf. Wenn z. B. neuerdings manche Germanisten meinen, man müsse durchaus *glaub ich, hab ich* schreiben, weil man stets so spreche, so ist das ungerechtfertigt. Das -e ist als flexivisches Merkmal für die Schreibsprache nicht zu entbehren. Mich als Ostmitteldeutschen, dem die Endsilben -e auch in der gesprochenen Sprache festsetzen, stören solche Schreibformen und ich bin mir bewusst, oft genug unelidiert auch *habe ich* etc. zu sprechen. Man müsste sonst z. B. in der Enklise auch *denken Se, sagte se* oder wenigstens — zur Bezeichnung der Kürze — *si* schreiben, da das lange *sie* kaum gesprochen wird. — Vgl. den gehaltreichen Vortrag von O. Behaghel, Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch (Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft 17/18. Berlin 1900).

21) 2. Aufl., S. 13. 26.

22) Die obersächsische Sprechsprache übte sogar noch im 16. Jahrhundert dauernd weiteren Einfluss auf die Formen der Schreibsprache, so z. B. indem die obersächsischen Sprechformen mit End-e viel weiter vordrangen, während die obersächsische Schreibsprache in der ältern Zeit vielfach nach süddeutschem Muster Formen ohne -e bevorzugt hatte. Das tritt ja bekanntlich grade in Luthers Schriften hervor, die früher weniger Endsilben -e haben, als in seiner späteren Zeit.

23) Natürlich auch hier mit successive enger werdender Annäherung an das Schriftbild. Die Zeugnisse zur genaueren Erkenntnis dieser Vorgänge fliessen freilich spärlich, da die Beachtung phonetischer Dinge früher sehr mangelhaft war. Einiges siehe bei O. Brenner, Wissenschaftliche Beihefte 22, 51 ff. und bei Kluge an den oben Anm. 10 genannten Stellen.

24) Erbe, Fünfmal sechs Sätze, S. 16. — Diese Trennung der beiden Diphthongreihen müsste eigentlich das Ideal aller historischen Orthoepiker sein, denen das ‚weg mit dem Schriftbilde‘ Gesetz ist. Aber angesichts der vollendeten Tatsache, dass die Gebildeten der meisten deutschen Gegenden den durch die Schreibung veranlassten Zusammenfall in ihrer Aussprache der Schriftsprache bereits durchgeführt haben, hat die Berliner Konferenz diese Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen und selbst der extremste Vertreter dieser Richtung, Trautmann, beschränkt sich darauf, den Zusammenfall der ‚zwiegaleme‘ sehr zu beklagen: ‚Die „gute Aussprache“ wirft hier grob zusammen, was die Mundarten fein und sicher scheiden‘ (Kleine Phonetik, S. 84 f.).

25) Wenn einige Orthoepiker sich damit begnügen möchten, von den Hochdeutschen nur die Trennung durch die Intensität zu verlangen, so ist es meiner Erfahrung nach viel leichter, den grösseren Kontrast der stimmhaften Lenis zur stimmlosen Fortis künstlich zu erlernen, als den geringeren der stimmlosen Lenis zur Fortis. In guten Schulen lernen heutzutage die hochdeutschen Kinder ohnedies die französischen und englischen stimmhaften Konsonanten sprechen. Einem phonetisch geschulten Lehrer wird es nicht schwer sein, ihnen die Anwendung dieser Laute auch im Deutschen beizubringen.

26) Weiteres Material für orthographische Verwechslungen bei Vokalen und Konsonanten findet sich bei K. v. Bahder, Grundlage des nhd. Lautsystems. Strassburg 1890.

27) Ich weise hier noch hin auf die ausserordentlich zahlreichen Fälle des unetymologischen *p* (*Bokal, Banier, Bülz, butzen, birschen* etc., vgl. v. Bahder 224 ff.), die als Reste oberdeutscher Schreibung in unserer Orthographie hängen geblieben sind und nun nur nach dem Schriftbilde von dem gleichwertigen anlautenden *b* geschieden werden müssen. — Ferner sprechen wir mit der Berliner Konferenz *manche*, aber *billige*, während wir 'unbeeinflusst vom Schriftbilde' doch umgekehrt *mange*, aber *billiche* (vgl. dazu unten Anm. 41) sprechen müssten. Im 18. Jahrhundert war die Schreibung der Deminutiva mit *-gen* (*Mädchen, Häusgen*) ziemlich verbreitet. Hätte diese Schreibung gesiegt, so würden wir heute Verschlusslaut *g* sprechen müssen. Auch in den orthographischen Vertauschungen der weichen und harten *s* (mhd. *ȝ*), wie *Ameise, Kreis, Los* und *losen, verweisen*, hat unsere Aussprache dem Buchstaben zu folgen. Ueber die Scheidung der Gruppen *Kirsche — Hirse* s. u. Anm. 40. — Als Rest des rein graphischen *j* im Anlaut (*jhm, jhr* etc. im 16. Jh.) ist bestehen geblieben *je, jeder, jemand, jetzt*, was heute richtig *ie* (d. i. *i*), *ieder, iemand, jetzt* heißen sollte (wie *nie, niemand*). Aber unter Einfluss der Niederdeutschen, die hier von alters her konsonantisches *i* hatten, sprechen wir *j*. — Auf dem vokalischen Gebiete ist hervorzuheben, dass die seit dem 17. Jahrhundert in der Orthographie nach naiv-etymologischen Gründen geregelte Setzung des *ä* nun auch gegen die wirkliche Etymologie und gegen die lebendige Volkssprache von uns durch die Aussprache nachgebildet werden muss. Unbeschadet der von der Berliner Konferenz nicht entschiedenen Frage, ob man die geschriebenen langen *e* nach der hochdeutschen Volkssprache als geschlossene und offene scheiden dürfe (*heben* gegen *leben*, s. darüber unten Anm. 34), steht doch fest, dass jedes geschriebene *ä* als offenes *e* gesprochen werden muss, so dass wir z. B. jetzt *drehen, wehen* von den gleichwertigen *e* in *nähen, krähen, säen* etc. trennen müssen. Grade auf dem Gebiete des *ä* hat unsere nhd. Schreibaussprache die alten Verhältnisse schon definitiv zerstört.

28) Die älteren Orthoepiker bis auf Heyse sind einig in der Forderung, *ei* und *ai* in der Aussprache zu scheiden; auch *eu* und *äu* wollen sie getrennt gesprochen haben, vgl. Heyse, Theoretisch-praktische deutsche Grammatik, 5. Ausgabe, 1838, I, S. 163. Es gelang der (phonetisch naiven) Schule aber nicht, entgegen der lebenden Sprache, hier die Verschiedenheit der Schreibung durch akustisch deutliche Kontraste wiederzugeben. — Vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 142 und unten Anm. 37 **).

29) Heyse 1, 195.

30) Vgl. hiezu Wilmanns, Die Orthographie (1887), S. 9 ff.

31) Siebs², S. 37 ff., vgl. S. 87 f.; Luick, Deutsche Lautlehre, § 137 ff.

32) Siebs², S. 13 will das freilich nicht glauben. Aber hier hat die Praxis gegen die Theorie nun einmal Recht. Unsere Schriftsprache ist eben durchaus ein Kunstprodukt, auf dem Papiere entstanden. Sie dient den Zwecken des Verkehrs und durchsetzen wird sich, was ihrem ganzen Entwicklungsgange, ihren praktischen Zwecken gemäss ist, nämlich die auf dem Papiere entstandene einheitliche Sprache immer vollständiger auch zur gesprochenen Kunstsprache zu machen. Auf regelrechte sprachgeschichtliche Entwicklung kommt es hier gar nicht an, so unangenehm das auch uns Sprachhistoriker berühren mag. Ich empfehle zur Beachtung die wie mir scheint nicht genug gewürdigte Abhandlung Adolf Noreen's in den Indog. Forschungen 1, 95 ff. 'Ueber Sprachrichtigkeit', dessen Ansichten über rationelle oder zweckmässige Sprachentwicklung sehr viel Richtiges bieten, wenn man ihm auch nicht überall hin folgen wird. Vgl. dazu A. Johannsen, ebd. S. 232 ff.

33) Dass dies der Grund ist, legt richtig dar Trautmann, Kleine Lautl., S. 96. Wenn er freilich von dem 'Zuge zur orthographischen Lautgebung' spricht, der uns 'mehr und mehr' ergreife, so verkennt er eben, dass von jeher die Schreibung die Grundlage unserer gebildeten Aussprache gewesen ist. — Wie beim *g* verhält es sich auch beim inlautenden *b*. Hier hat ganz Niederdeutschland an den etymologisch entsprechenden Stellen Spiranten, ebenso ganz Mitteldeutschland (ausser kleineren Teilen, Behagel, Grundriss I.² 722 ff.) und ein grosser Teil von Oberdeutschland. Hier hätten Viëtor und Trautmann, wenn die gesprochene Sprache massgebend sein sollte, ebenso gut die spirantische Aussprache für Norm erklären sollen. Aber es ist mit dem Buchstaben *b* im Anschluss an den Anlaut und die französisch-englische Geltung des Zeichens von Schule und Bühne schon so fest und so übereinstimmend der Begriff des Verschlusslauts verbunden worden, dass das 'weg mit dem Schriftbilde' hier nicht mehr verfangen hätte. Befördert war die Bewegung dadurch, dass die hochdeutschen Spirantengebiete im Auslaut den Verschlusslaut sprechen. — Rein dem Buchstaben zu Liebe ausgeklügelt ist die auf der Bühne geübte Aussprache der auslautenden *b*, *d*, *g* (sie kommen wesentlich nur nach langem Vokal vor, da nach kurzem nhd. Dehnung gilt): man hatte das Bestreben, sie von den geschriebenen *p*, *t*, *k* im Auslaut künstlich zu scheiden, also *das Rad gegenüber der Rat* (Siebs², S. 74—76 sub III, vgl. dazu Luick, Deutsche Lautlehre, S. 85—88). Man wagte aber noch nicht so weit zu gehen, die englischen stimmhaften Verschlusslaute in den deutschen Auslaut einzuführen, obwohl dies das eigentlich Systemgemäss gewesen wäre. Die Schule ist bis zu diesen Feinheiten der Buchstabenaussprache noch nicht vorgedrungen, wie auch noch Viëtor einfach lehrt, dass auslautendes *b*, *d*, *g* als *p*, *t*, *k* zu sprechen sei. — Interessant ist der Buchstabe *v*, bei welchem im Deutschen zwei verschiedene Lautgeltungen sich abgelöst haben. Die ältere war harter stimmloser Spirant (= *f*), welche in den Anlautfällen wie *Vater*, *voll* (neben *füllen*), *vor* (neben *für*) sich bis heute gehalten hat, inlautend nur in *Frevel*. Dem zufolge sprach

man früher auch in der deutschen Aussprache des Latein jedes lateinische *v* als *f*, also *ferbum, afe*. Das galt bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts durchaus; noch in meiner Jugend habe ich ältere Vertreter dieser Lateinaussprache gekannt (vgl. auch Trautmann, Die Sprachlaute, S. 303). Im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich aus gelehrt Erwägungen die Aussprache des lat. *v* als weicher (stimmhafter) labiodentaler Spirant durch. Indem die französisch-englische Geltung des *v* besonders in den vielen Fremdwörtern stützend hinzutrat, bildete sich in Schule und Praxis nunmehr das Gefühl heraus, dass auch im Deutschen das *v* als weicher Spirant zu sprechen sei. Man sprach also — abgesehen von den bekannten deutschen Wörtern mit altem *v* (*Vater* etc.) — nun in dubio stets den weichen Laut, auch in allen wesentlich nur durch die Schrift nahegebrachten deutschen Namen, wie *Vilmars*, *Verden*, *Villach*. Die Durchführung ist aber durch die Historiker gestört worden, welche lehrten, dass die an Ort und Stelle geübte Aussprache mit *f* als die historisch richtige zu fordern sei.*). Diese haben auch auf der Berliner Konferenz (Siebs², S. 58) die *f*-Aussprache solcher Namen durchgesetzt, sind aber dem schon weit vorgedrungenen Neu-*v* gegenüber in Halbheiten stecken geblieben. Sie hätten ruhig *Varel*, *Vilmars* etc. mit weichem Spiranten passieren lassen sollen, wie sie das in *Hannover* ('trotz der ortsüblichen Aussprache') mit Recht getan haben.**) Auch neben Sievers hätten sie den Sievers unterdrücken können. Ohne dieses Dazwischenentreten wäre heute das Neu-*v* völlig durchgeführt bis auf die Reste des Alt-*v* in der Reihe *Vater* etc. Und auch dieses würde bei ungestört gebliebener Schreibaussprache wohl schliesslich dem Neu-*v* gewichen sein, wenn man nicht noch rechtzeitig die wünschenswerte Änderung der Orthographie in *Fater*, *foll* etc. durchgeführt haben würde.***) — Für den Buchstaben *y* ist (zugleich mit gesteigerter Korrektheit in der Aussprache

*) Schon vor mehr als dreissig Jahren kämpfte R. Hildebrand in seinen Vorlesungen gegen die damals schon allgemein geübte Aussprache des Namens des Literarhistorikers *Vilmars* mit weichem Spiranten: es müsse *Filmars* heißen!

**) Die 'ortsübliche' Aussprache hat überhaupt gegenüber der schriftgemässen keine Aussicht auf allgemeindeutsche Annahme. Vgl. z. B. *Duisburg* (ortsüblich *Düsbürg*; so allerdings auch Siebs² S. 53, vgl. Viëtor, Phon.⁵ S. 70), *Ems* (ortsüblich *ēms* mit langem geschlossenem *e*) und vieles andere. Deshalb hat die Bühnensprache auch mit Recht das schriftgemäss *Mägdeburg* (nach *Mägd*) festgesetzt statt des in der Provinz Sachsen allein üblichen *Mächdeburg* (mit niederdeutscher Kürze, oben Ann. 7).

***) In einer ähnlichen Umwertung ist jetzt das Zeichen *w* begriffen, dessen Erfindung auf germanischem Boden durch das Bedürfnis hervorgerufen wurde, den bilabialen Konsonanten (ursprünglich *u-consonans*) wiederzugeben. Die Aussprache des *w* ist in den oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten noch jetzt durchaus bilabial und demgemäß haben die Angehörigen dieser Gebiete auch in der Schriftsprache stets das *w* bilabial ausgesprochen. Im Niederdeutschen aber ist (wie im Romanischen das lat. *v* schon längst) das alte germanische bilabiale *w* zum Labiodental geworden. In den letzten Jahrzehnten fängt nun diese norddeutsche Aussprache des *w* auch auf hochdeutschem Gebiete an als feiner zu gelten und die Bühnenaussprache hat sie angenommen. Wenn also an Stelle des hochdeutschen bilabialen *w* der labiodentale weiche Spirant in der Normalaussprache gilt, so haben wir für diesen Laut nun zwei Zeichen, *w* und das Neu-*v*, ebenso wie für den entsprechenden harten Spiranten *f* und Alt-*v*. Da wäre es wirklich dringlich, zu einer Orthographiereform zu schreiten, das nun überflüssige *w* wegzutun und wie die Romanen nur *f* und *v* zu schreiben (*Fater* und *Vasser*).

des deutschen *ü*) die Aussprache als *ü* (nicht *i*) die systemgemäße und im Vordringen begriffene. Dem hätte die Berliner Konferenz noch mehr nachgeben dürfen (Siebs², S. 53, sub IV; vgl. Viëtor, Phon.⁵, S. 132 ff.). Von 'Pedanterie' wird hier nur der sprechen können, der wie der Oesterreicher (vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 71 Anm.) auch die Aussprache *ibel* für das naturgemäße *ibel* als geziert betrachtet.*). — Auf der Vorstellung, dass das geschriebene *ng* einheitlich gesprochen werden müsse, berührt auch die in der Bühnenaussprache heimische Aussprache von *lang*, *jung* als *laŋ*, *juŋ*, während in Obersachsen und überwiegend in Norddeutschland die sprachlich ältere *laŋk*, *juŋk* herrscht. Die verschiedene Schreibung von *lang* und *Dank* erheischt notwendig auch eine verschiedene Aussprache. Vgl. Viëtor, Phon.⁵, S. 257 f.**) — Endlich noch der Hinweis, dass auch die Forderung der Bühnensprache, in der Endsilbe -em, -en, -el, -er das *e* wirklich zu sprechen, allein durch die Schreibung hervorgebracht ist, da die natürlich gesprochene Sprache hier nur silbische *m*, *n*, *l*, *r* kennt. Die von der Bühne gewollte Schreibaussprache wird auch sonst von Leuten geübt, die stark unter dem Einflusse des Schriftbildes stehen (vgl. Viëtor, Phon.⁵, S. 151 f., Trautmann, Kl. Phon., S. 87 ff.) und ist gewiss als systemgemäß anzuerkennen. Wenn das aber mit der weiteren Hörbarkeit begründet wird (Siebs², S. 42, Luick, S. 77), so ist das Verwechslung von Ursache und Wirkung. Ob wohl die englische Bühne in Fällen wie *lesson*, *bacon* etwas anderes als silbisches *n* spricht?

34) Vgl. hierzu meine Ausführungen Beitr. 13, 580 und Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren, S. 24, Phon.⁵, S. 117 f. — Bei dem grossen Schwanken der hochdeutschen Stämme in Einzelheiten der *e*-Laute würden die Germanisten der Berliner Konferenz ihrem Prinzip 'weg mit dem Schriftbilde' folgend

*.) Im älteren Deutsch hatte das *y* ausser dem griechischen *v* noch eine sehr starke einheimische Quelle. Es war aus der zunächst rein graphischen langen Form des *i*, die als *j* bei uns geblieben ist, entstanden, besonders in der Zusammenrückung aus *ij*, welche als Doppelschreibung das lange *i* bezeichnete. So wurde *y* (wie im Englischen und Niederländischen) noch in Drucken des 16. Jahrhunderts regelmässig angewendet für das alemannische undiphongierte *i* (*schyn*, *by* etc.). Es stand aber auch allgemeindeutsch im 16. Jahrhundert für einfaches *j* im Anlaut (*ye*, *yhm*) und besonders im Diphthong (*frey*, *seyn*). Vgl. Wilmanns, die Orthographie (1887) S. 86. — Im 16. und 17. Jahrhundert wurden natürlich alle *y* als *i*-Laute behandelt und gesprochen. Nachdem aber die einheimischen *y* allmälig beseitigt waren, am spätesten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das *ey* im Diphthong, so waren nur allein die *y* der griechischen Fremdwörter übrig geblieben. Für das griechische *v* wurde zur Zeit des Neuhumanismus auf die *ü*-Aussprache gedrungen, ebenso wie damals die deutsche Aussprache des lateinischen *v* reformiert wurde. Schon Voss in seiner *Odüsse* wollte durch die Schreibung *ü* in griechischen Namen diese Aussprache erzwingen. Und seitdem gilt für alle, die in deutschen Wörtern ein korrektes *ü* sprechen, auch für das *y* griechischer Wörter die *ü*-Aussprache als die normale. Das geht soweit, dass man auch bei den noch jetzt in der Schweiz stehen gebliebenen altalemannischen *y* (= *i*) z. B. *Schynige Platte*, *Seldwyla* schon *ü* gesprochen hört. — Umgekehrt hat das Englische, welches allerdings die einheimischen *y* (aus *ij*, *j*) in grossem Umfange bewahrt hat, nun dem griechischen *y* durchaus den *i*-Laut gegeben.

**) 'Sprachgeschichtliche Entscheidung' (Sievers bei Siebs, S. 70) bietet die Analogie von *Lamm*, *Lämmer* keineswegs. Die Assimilation ist im Gegenteil geschichtlich immer zuerst nur intervokalisch und erst später analogisch in den Auslaut gedrungen. Zu *laŋne*, aber *laŋk*, vgl. mundartlich *Kint*, aber pl. *Kinner* oder *Kinner*.

nur dann zu einem Resultat gekommen sein, wenn sie entschlossen die obersächsische Aussprache der *e*-Laute als mustergültig hätten vorschreiben wollen. Sie würden damit auch insofern systemgemäß gehandelt haben, als die Abweichungen vom Schriftbilde, die von älterer Zeit her in der Normalaussprache sich gehalten haben, alle obersächsischer Herkunft sind (s. S. 19 u. Anm. 36. 37). Aber gegenüber der Tatsache, dass die Buchstabenaussprache der *e*-Laute schon als das Ideal betrachtet und von der Bühne im Prinzip gehandhabt wurde, soweit die Schauspieler ihrer StammesSprache darin Herr wurden (vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 114), wagten sie nicht diesen Schritt zu tun. Werden doch die Obersachsen von den buchstabenmässig sprechenden Niederdeutschen schon gern mit ihrer historisch richtigen offenen Aussprache *äben, sähen, läben* gehänselt. So kamen sie denn zu den bei Siebs², S. 40 zu lesenden Halbheiten. Rücksichtsloser ist Trautmann, der (Kl. Phon., S. 80f.) kurzweg die oberdeutsche Trennung der *e*-Laute für den Kunstdredner vorschreibt. Er vergisst nur leider zu sagen, welche hochdeutsche Provinz für die Einzelheiten massgebend sein solle. In der Praxis würde daraus sich die Regel ergeben: Jeder spreche die *e*-Laute, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Auf diesem Wege ist natürlich eine Einigung der Aussprache nicht zu erreichen und man sieht nicht ein, weshalb dann nicht auch in anderen Fällen jene bequeme Regel gelten soll.

35) Quellen und Forschungen, Heft 89. Strassburg 1901.

36) Die ursprünglich obersächsische Grundlage unserer Schriftaussprache wird ganz besonders erhärtet durch die Quantitätsverhältnisse, welche mittels der Schrift öfter nicht genügend gekennzeichnet werden. Ausser dem schon oben Anm. 7 bemerkten sei hier noch besonders auf die Resultate von Ritzert hingewiesen, der Beitr. 23, 215 ff. feststellt, dass gegenüber den meisten hochdeutschen Dialekten die schriftsprachlichen Verhältnisse vor *t* und *m* am besten zum Obersächsischen stimmen, also z. B. die Länge des *ä* in *Vater* gegenüber *Vatter* etc. Und wenn die Schriftsprache Dehnung in einsilbigen Worten, wie *Höf, Gläs* hat, so tritt sie mit dem Obersächsischen und sonstigen Hochdeutschen im Gegensatz zu Niederdeutschland, welches hier allgemein die Kürze (*Höf, Gläs*) festhält und zeugt damit gegen die Theorie von der 'hochdeutschen Form in niederdeutscher Aussprache' (oben S. 10ff. und Anm. 15). Wir müssen eben zwei Perioden unterscheiden, eine erste vom 16.—18. Jahrhundert, in welcher sich eine obersächsische Normalaussprache ausbildete, indem man die Schriftbilder mit den Mitteln obersächsischer Lautgebung möglichst getreu wiederzugeben trachtete. In dieser Normalaussprache hatten schon die obersächsischen Quantitäten und vieles andere ein festes Dasein gewonnen. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wurde nun diese obersächsische Aussprache modifiziert durch das Norddeutsche. Dies war erst recht eine 'spelling pronunciation', indem die Buchstaben von den sprachfremden Niederdeutschen nun mit niederdeutscher Lautung wiedergegeben wurden, was wegen der dadurch ermöglichten scharfen Scheidung der Konsonanten auf die Hochdeutschen Eindruck mache.*)

Aber die

*) Vgl. die oben Anm. 15 zitierten Ausführungen Goethes zu Eckermann.

ursprünglich obersächsische 'spelling pronunciation' ist doch als Grundlage geblieben und durch die norddeutsche Aussprache nur teilweise verdrängt worden.

37) Eine obersächsische 'speaking pronunciation', und zwar eine recht alte, ist auch die Wiedergabe des schriftsprachlichen *ei* durch *ai* (genauer *æ*), die auf dem grössten Teile des hochdeutschen Diphthongierungsgebiets herrscht (nur das Schwäbische hält das echte alte *ei* fest). Sie hat die Versuche, die geschriebenen *ai* und *ei* durch die Aussprache zu scheiden, resultatlos gemacht (oben S. 17 und Anm. 28*) und verwirrt noch jetzt unsere Aussprache des Griechischen, die *ɛ* und *ə* zusammenwirft. Unser *ei* ist als historische Schreibung zu betrachten. Die Norddeutschen haben hier die obersächsische Aussprache einfach übernommen. — Etwas anders verhält sichs wohl mit unserer Normalaussprache des geschriebenen *eu*, *äu* als *oi* (genauer *öö*, Siebs, S. 54), die ebenfalls für unsere Schulaussprache des Griechischen durch Zusammenwerfen des *ɛʊ* und *oɪ* verhängnisvoll geworden ist. Ich bin geneigt, dieselbe für eine spelling pronunciation zu halten. Da in den meisten hochdeutschen Gebieten die in nhd. *eu* zusammengefallenen mhd. *eu* und langen *ü* zu den mhd. *ei* und *i* entsprechenden Lauten geworden sind (obersächs. *Bême* und *Haiser*, vgl. rheinfr. *Bäm* und *Haiser*), so sprach man zunächst in Mitteldeutschland auch das geschriebene *eu* wie das geschriebene *ei*, also obersächsisch altschriftsprachlich zunächst *Baime* und *Haiser*. Dagegen kämpfte schon von früh an die Schule (vgl. Gottsched) vom Standpunkte der Schreibung aus und *Boime*, *Hoiser* würde sich als schulmässig gerundete Aussprache des zugrunde liegenden *Baime*, *Haiser* verstehen lassen. Auf jeden Fall ist das *oi* als die feinere obersächsische Aussprache zu betrachten, welche wieder von den Norddeutschen schon früh (17.—18. Jahrhundert?) nachgeahmt wurde und jetzt als Norm gilt. — Uebrigens gibt es landschaftliche Aussprachen des schriftsprachlichen *eu*, *äu*, welche als ersten Komponenten statt des *o* einen mehr dem *e* oder *ö* sich nähernden Laut verwenden. Vgl. Viëtor, Phon.⁵, S. 81 f. Man wird diese als schriftgemässere Formen bezeichnen müssen, vielleicht fussend auf Lautmaterial, welches in den entsprechenden Volksdialekten vorliegt. Aber an eine Durchführung dieser an sich besseren und zweckmässigeren Aussprache ist jetzt ebensowenig mehr zu denken, als an eine künstliche Einführung der Schriftaussprache des *ei* mit wirklichem *e* als Anfangslaut.

38) Vgl. Viëtor, Phon.⁵, S. 239. — In den österreichischen Mundarten wird noch weitergehend z. B. in *machst*, *lachst*, *weichste* ebenfalls *ks* gesprochen (Luick, Deutsche Lautlehre, § 175).

*) Dass die deutschen Ostseeprovinzen das schriftgemäss *ei* sprechen und dadurch nach der Schreibung *ai* und *ei* (*die Haide* und *der Heide*) zu scheiden vermögen (Vgl. Behaghel, Pauls Grundr. I² 680, Viëtor, Phon.⁵, S. 97) ist bemerkenswert. Man könnte versucht sein anzunehmen, dass die zum grossen Teil ostmitteldeutschen Einwanderer (vgl. die mitteldeutschen Gebiete der Provinz Preussen, s. auch Kuhn und Schleichers Beiträge 8, 92 ff.) aus ihrer Heimat noch die ursprüngliche Geltung des *ei* mitgebracht hätten, während im Mutterlande *ei* (aus mhd. *i*) sich zu *ai* wandelte. Es kann aber auch auf verhältnismässig junger spelling pronunciation beruhen.

39) Hätte der Gegendruck nicht so frühzeitig eingesetzt (vgl. z. B. Schleicher, Die Deutsche Sprache, 1860, S. 205 f.), so würde Schule (und Bühne) das systemgemäße *st*, *sp* durchgeführt haben und die Bühnenkonferenz hätte nicht umhin gekonnt, die Tatsache festzustellen. — Dass aber die Schule noch jetzt vereinzelt für die verlorene Sache kämpft, erwähnt Luick, Deutsche Lautlehre, § 171 Anm.

40) Vgl. Viëtor, Phon.⁵, S. 191 ff. Schon K. Heyse (1838) I, 170 f., der die schriftgemäße niederdeutsche Aussprache des *st*, *sp* eigentlich für die richtige hält, gibt, seiner sprachgeschichtlichen Bildung folgend, die *sch*-Aussprache zu, empfiehlt aber, für *st*, *sp* einen zwischen dem *s* und dem eigentlichen *sch* in der Mitte liegenden Laut zu sprechen. — Gesiegt haben dagegen die Praktiker mit Hilfe der norddeutschen Lautung über die gemeinhochdeutsche Sprechsprache bei der schon oben S. 10 besprochenen inlautenden Verbindung *rs*, in welcher das gemeinhochdeutsche *sch* nur da gesprochen wird, wo die Orthographie dasselbe rechtzeitig fixiert hat (*Kirsche*, *Hirsch*, *Arsch*, *Barsch*, *birschen*, *Kürschner* etc.), während in den andern (*Vers*, *Ferse*, *Hirse*, *Mörser*, Gruppe *rst* wie *Fürst*, *Durst*, *Wurst*, *Bürste* etc.) jetzt nach dem Buchstaben auch von den Hochdeutschen ein reines (niederdeutsches) *s* durch die Normalsprache gefordert und von den Gebildeten in Vortragssprache und höherem Verkehr auch schon grösstenteils geleistet wird.

41) Siebs, Deutsche Bühnenaussprache², S. 73 f. Von den Gründen ist nur der erste von Belang, dass an vielen Bühnen sich das *-ich* eingebürgert habe: nur hätte die Konferenz ruhig das an andern Bühnen eingebürgerte und überall daneben vor kommende *-ig* (*-ik*) sanktionieren sollen. Der zweite Grund, dass die Aussprache *-ich* in fast ganz Mittel- und Niederdeutschland, sowie in einem Teile von Oberdeutschland herrsche, beweist zu viel: denn danach hätte die Konferenz, wie es Viëtor und Trautmann wollen, für alle in- und auslautenden *g* die spirantische Aussprache gegen die am Buchstaben haftenden Bühnenpraktiker durchsetzen müssen. Ganz seltsam ist der dritte Grund, dass schon früh mit den alten *-ig*-Formen solche verwechselt seien, die auf *-ich* ausgingen, 'in denen nur solche Leute *-ig* sprechen, die von dem Schriftbilde beeinflusst sind; z. B. heisst es eigentlich *adellich*, *billich*, *eklich*, *Reisch*, *Rettich*, *Essich*'. Als ob nicht solche orthographische Verwechslungen auf Grund der gesprochenen Sprache massenhaft in unserer Schriftsprache vorkämen. Hier herrscht doch, wie oben hervorgehoben, in der korrekten Aussprache jetzt überall das Schriftbild. Oder spricht etwa Siebs, vom Schriftbilde unbeeinflusst, *Schlüfe*, *flistern*, *Bülz* oder *Bokal*? Ebensogut wird man natürlich *adlig*, *billig* etc. gegen die Etymologie mit Verschlusslaut sprechen dürfen. Die Oberdeutschen, die ihren Verschlusslaut in der Aussprache der Schriftsprache auch bei *-ig* durchführen, tun dies selbstverständlich. Und im Inlaut will doch wohl auch Siebs *adlige* mit *g* sprechen?

Einen vom historischen Standpunkte sehr gewichtigen Grund lässt sich Siebs noch dazu ganz entgehen. Das in der mitteldeutschen Schriftsprache der mhd. Zeit sehr häufige *i* unbetonter Silben hat sich in unserer nhd. Schriftsprache nur festgesetzt vor dem folgenden palatalen Spiranten *g*, der dem *i* in der Artikulationsstelle nächststehend ist. Unser *i* in *König*, *heilig*, *zwanzig* etc. ist also mit der spi-

rantischen Aussprache des *g* auf das engste verbunden; im Oberdeutschen, wo das *g* als Verschlusslaut gesprochen wurde, schrieb man schon mhd. *küne*, *heilec*, *zweinze*. Mit einem ursprünglichen ahd. *i* haben diese md. *i* vor *g* gar nichts zu tun, denn *heilig* ist ahd. *heilag*, *zwanzig* ist ahd. *zweinzug*. Die gleiche Erklärung finden aber auch die *i* in nhd. *Nachtigall* und *Bräutigam*, die im oberdeutschen mhd. *nahtegale* und *briutegome* heissen. Es ist unzulässig, mit Grimm's Wb. in diesen *i* den ahd. vollen Vokal zu sehen (schon N. hat *briutegomo* und die überwiegende ahd. Form ist *nahtegala*, *nahtegala*, Graff IV, 178). Das *i* ist nur die Form des abgeschwächten Endsilbenvokals vor spirantisch-palatalem *g*. Wenn wir nun in *Nachtigall* und *Bräutigam* jetzt in der Normalaussprache den Verschlusslaut *g* sprechen, so werden wir es ebenso in der Endsilbe *-ig* tun dürfen. In den mehrsilbigen Formen vor Vokal fordert ja die Bühnensprache selbst schon den Verschlusslaut.

42) Erbe, fünfmal sechs Sätze, S. 11. Auch in badischen Schulen ist nach südbadischem Vorbilde (s. oben Anm. 8) die Verschlusslautaussprache des *-ig* verbreitet. — Zaghafte äussert sich unter dem Einfluss der Inkonsistenz der Bühnenaussprache Luick, Deutsche Lautlehre, § 163: 'Die Schule möge beim Schreibunterricht vorläufig aus praktischen Gründen den Verschlusslaut gebrauchen, aber im übrigen das γ nicht befehlen'. Vgl. jetzt auch Viëtor, Phon.⁵, S. 175 Anm. 7.

43) *Wain* Wagen, *sain* sagen, *jaid* Jagd u. a., vgl. Verf. in Kuhn und Schleichers Beitr. z. vgl. Sprachf. 8, 92 f. — In *Hain* aus *hagen* ist eine dieser ostmitteldeutschen Kontraktionen in die Schrift aufgenommen und wird deshalb nun von uns auch gesprochen. Obersächsisch sind diese *ai* später teilweise zu *ā* kontrahiert, so in Leipzig, weshalb Gottsched gegen die Aussprache *Hahn* für *Hain* polemisiert (³, S. 44). — Den englischen Verhältnissen würde es also entsprechen, wenn wir historisch *der Hagen* schrieben und nach obersächsischer Lautung *der Hain* oder vielmehr der späteren Entwicklung gemäss *der Hän* sprächen.
